

Die Zimmer lagen nach dem Garten hinaus. Mr. Richard, der Impresario, hatte es dringend gewünscht, er fürchtete, der von unten heraufdringende Straßenlärm könnte seine kleine Pflanzensammlung stören, die in den Stunden, die dem Auftreten Daisys vorangingen, herrschte stets eine feierliche Stille, auf den Fußspitzen schlich die Fofe einher und selbst Mrs. Hubertson, die Erziehlerin, wagte kein lautes Wort.

Sie war, trotzdem sie kaum zehn Jahre zählte, schon eine ruhmgeliebte Künstlerin, die kleine blonde Daisy, wenn sie in ihrem weißen Kleidchen, die braune Geige im Arm, das Konzertpodium betrat, dann umbrauschte sie ein Bewallstürm und spaltenlange, lobende Kritiken berichteten in den Blättern von ihrem Auftreten. Man umschmeichelte die kleine Künstlerin, ihr Lächeln, das selten genug das blasse Gesichtchen erhellte, erregte Entzücken, ein Wort von ihr wurde colportiert wie das Wort eines Herrschers und wie ein Blumenfest stand sie manchmal zwischen all den duftigen Blüten, die man ihr unter jubelndem Beifall zugenossen hatte. Eitle Mütter ordneten die Haare ihrer Töchter so wie Daisy ihre Locken trug, jungen Musikschülern wurde Daisys Name zu einer Beschwörungsformel und kleine Mädchen erzählten sich voll Neid untereinander: daß Daisy ein Leben wie eine Prinzessin führe, daß sie nur lichte Kleider trage, eine eigene Hofe habe, nie zur Schule zu gehen brauche, ja sogar an Fürstenthron empfangen würde, und der Wunsch: auch eine Daisy zu werden, brannte in den jugendlichen Herzen.

Als zum Beginn des Concertes, in dem Daisy auftreten sollte, waren noch einige Stunden Zeit und Mr. Richard, den Daisy Daniel nannte, mahnte die kleine zärtlich besorgt, sie solle sich noch etwas ausruhen und so ließ man sie allein in dem hohen, stillen Hotelzimmer. Aber heute war Daisy nicht müde wie sonst so oft, das Buch in dem sie lesen sollte, langweilte sie, und sie sprang auf und trat an das Fenster und sah hinab auf die düsternen Großstadtgärten, die dort unten von hohen Häusern umschlossen lagen. Es war ein Märzttag, ein linde weiche Luft wehte draußen und das seltsame Ansehen von dem kommenden Frühlingsschwarme schwebte die Knospen der Bäume und Sträucher, einige blass, zarte Krokusblüthen schimierten hier und da die braune Erde und inmitten eines Gartens, auf besonders sonnigem Platz, stand ein grün schimmernder Stachelbeerstrauch, als sei ein grüner Flor über ihn geblüht, so leicht, so zart war seine Färbung. Doch Daisys Kinderaugen hatten keinen Blick für diese, in der düsteren Umgebung sich heimlich offenbarende Schönheit, ihr kam auch nicht die Erinnerung an die ferne Heimath, an jene Tage, als sie mit den Geschwistern über grüne Weiden gelassen war, so fern lag jene Zeit; nur das Geld, das Mr. Richard von Zeit zu Zeit in Daisys Heimath sandte, war noch das einzige Band, das das Kind mit dem Elternhause verknüpfte.

Nicht die Blumen, nicht der grüne Busch lockten Daisy, träumerisch ruhten ihre Blicke auf einem kleinen Mädchen, das in einem der Gärten einen Puppenwagen auf und ab fuhr, mitunter nahm sie ein rosa geblendetes Puppenskind aus dem Wagen und krühte es zärtlich an sich, hell schien die Sonne auf die kleine Gruppe, und das rothe Kleid der Kleinen flammte wie lohnendes Feuer.

Mr. Richard erfasste die Hand des Kindes und willenlos folgte ihm die Kleine, sie wagte es nicht einmal von der nach gewonnenen Freundin Abschied zu nehmen, nur einen letzten schmerzhaften Blick warf sie auf Melanie, die steif und stumm im Wagen saß, ein heißer Schmerzwallte in dem Herzen des Kindes auf und in jäh erwachtem Trost rief sie sich auf der Treppe los: „Ich will zurück!“ Mr. Richard lächelte spöttisch nachsichtig und sagte dann leise aber eindringlich: „Du, eine Künstlerin, willst mit einem Portierskind mit Puppen spielen?“

Daisy wurde blutroth und sagte stumm ihrem Führer. Niemand sollte sie, die Ausrufung von Zorn, das heftige Wort wurde vernommen, die Angst, die Kleine konnte sich aufregen, konnte nicht wie sonst spielen, herrschte den Vater ihrer Erziehlerin. Willenlos ließ Daisy sich anführen, still und blaß fuhr sie mit ihren Begleitern zum Konzert; der Beifall, der sie empfing, entlockte ihr kein Lächeln und gleichgültig schweiften ihre Augen über all die fremden Menschen hin.

Sie setzte den Bogen an und begann zu spielen. Eine fast heilige Stille ringsum. Reine, klare Töne entlockte die Kleine der braunen Geige, aber Mr. Richard wurde unruhig, Daisy spielte nicht wie sonst, er sah sie war zerstreut, nervös; erregte, laut er an den Spitzigen seines blassen gefärbten Bärtchens, gerade hier in U. war die Kritik besonders gefährlich, hier pochte man auf den ererbten Ruf, die erste Musikstadt der Welt zu sein, und ein Mißfolg hier bedeutete ernststen Schaden.

Und Daisy spielte weiter und auf einmal war es ihr als hörte sie Trübels helle, jauchzende Stimme, sie sah Melanies rundes Puppengesicht vor sich und eine Sehnsucht nach beiden erfasste sie, nach dem Spiel in dem Geräuschen; ihr kleines Herz erschauerte in Weh und diese Sehnsucht, die verhaltenen Kinderthänen klangen wider in den Tönen der Geige. Sie weinte und sagte, und ergriffen, erschütterte lauschte das Publikum, die Herzen bebten mit, Thränen traten in die Augen, aber Niemand verstand das große, lassende Kinderleid.

Mr. Richard nickte zufrieden, sein Blick streifte das Gesicht eines besonders gefürchteten Kritikers und er lächelte: ein großer Erfolg. Immer und immer wieder mußte Daisy sich verneigen, man jubelte ihr zu, reichte ihr Blumen und ein weches, mildes Lächeln zitterte um den kleinen Mund; eine Ahnung dümmerte in ihr auf von dem tiefen Schmerz, den ihr einst die Erkenntniß bringen würde, daß man sie um das Kostlichste im Leben betrogen hatte, um das Paradies ihrer Kindheit, mit seiner thörichten Glückseligkeit.

Die Kleine seufzte, in ihrem Hüßchen zuckte es; wenn sie ganz heimlich nur wenige Minuten in den Garten lief? Schon fand sie an der Thür und lauschte. Draußen war alles still, entschlossen öffnete Daisy die Thür und huschte mit fühligen Schritten den Corridor entlang, die Treppe hinab. Unten begegnete ihr ein Kellner und sie erschreckt, doch rasch gewann sie die Sicherheit des verwöhnten Kindes wieder und sagte herrlich: „Ich will in den Garten!“ Bereitwillig wies ihr der Diener den Weg und wenige Minuten später stand Daisy, athemlos von der raschen Flucht, vor der kleinen

Puppenmama und sagte befehlend: „Ich will deine Puppe sehen!“ Der verwundert starrte Trudel, das Puppenmädchen, ob das wohl eine Prinzessin war? Zögernd, verlegen forschte sie: „Wer bist du denn?“ Daisy mußerte hochmüthig die Fraegerin, noch nie hatte sie jemand nach dem Namen gefragt, man kannte sie immer und kurz und abweisend sagte sie: „Ich bin Daisy, wie heißt du?“

Trudel, von ihrer Mutter zur Höflichkeit erzogen, knidste so tief und ehrfurchtsvoll, daß ihre Röthchen den Boden berührten und stammelte er-röthend: „Trübchen Müller!“ Und dann halb stolz, halb zaghaft die Vorhänge des Puppenwagens löstend, zeigte sie auf ihr wächsernes Kind: „Es schläft,“ sagte sie wichtig.

Daisy neigte sich neugierig über die Puppe, die ihre runden Augen geschlossen hatte und im rosa Kleid und Federhut, strahlend vor Gesundheit in ihrem Bettchen lag. „Gib ihr doch einen Kuß,“ forderte Trübchen zärtlich auf.

Einen Kuß geben und noch dazu einer Puppe! Daisy war es gewöhnt, daß man ihr Händchen küßte und man hatte vor einiger Zeit viel über ihre energisches: „ich mag nicht küßen“ gelacht, mit dem sie den Kuß eines sehr hochfahenden Herrn ablehnte, und doch küßte sie nun das rosiges Wächsergesicht. Trudel, mit der Eigenart ihres Kindes vertraut, kippete in diesem Augenblick den Wagen ein wenig und klapp — schlug die Puppe ihre runden, blauen Augen auf. Wie drohlich das doch war! Daisy lachte, silberhell wie das Lächeln eines feinen Glöckchens klang ihr Lachen und Trübchen Müller fiel kräftig und jauchzend ein und dies heitere Lachen verdeckte alle gegenseitige Befangenheit. Trübchen nahm die Puppe aus dem Wagen und Daisy bewunderte rüchhallos alle Reize dieses Kindes, mit leuchtenden Augen erzählte Trübchen: die Puppe sei das Geschenk eines sehr reichen Onkels, ihr Name sei Melonie und man konnte sie an- und ausziehen und um dies gleich zu beweisen, setzte sie sich auf eine Gartenbank und begann vor den Augen der erstaunten Daisy die Puppe zu entkleiden, bis diese im Glanz ihres weißen Leberfleckers sich den bewundernden Blicden zeigte. Aber die Furcht, Melonie könnte sich erkälten, trieb die besorgte Mama sie wieder anzuziehen, großmüthig jedoch überließ sie Daisy dies Geschäft und die schlanken feinen Finger der Kleinen Künstlerin streiften nun Melanie die Röthchen und Höschen über, jedes Kleidungsstück wurde dabei noch einmal benudelt und Trudel quiekte und prustete vor Lachen über Daisys Ungeschicklichkeit. Alle Scheu vor dem schönen fremden Kinde wich von der Kleinen Puppenmama, sie erzählte, daß sie acht Jahre alt sei und daheim noch eine Tilla, eine Rosa und einen Franz habe, die aber von Melanie an Schönheit weit übertroffen würden

Und Daisy lauschte entzückt, wie ein Mädchen klang ihr alles, ihre Bächchen glühten, sie vergaß das Concert, vergaß, daß sie ein Wunderkind war, und spielte mit Trübchen Müller und dem Puppenkind. Wie im Fluge verging die Zeit, die Kinder merkten gar nicht, daß die Dämmerung sich mit leisen Schritten nahte und erst der zornige, erstaunte Ruf: „aber Daisy!“ weckte sie aus dem Traum ihres Spieles. Das helle Roth auf Daisys Wangen erblühte, das heitere Lächeln schwand aus ihren Zügen, da stand der Onkel und seine Augen sahen sie gerade so durchdringend an wie in den endlosen Stunden, die Daisy auf ihrer Geige üben mußte.

„Komme!“ Mr. Richard erfasste die Hand des Kindes und willenlos folgte ihm die Kleine, sie wagte es nicht einmal von der nach gewonnenen Freundin Abschied zu nehmen, nur einen letzten schmerzhaften Blick warf sie auf Melanie, die steif und stumm im Wagen saß, ein heißer Schmerzwallte in dem Herzen des Kindes auf und in jäh erwachtem Trost rief sie sich auf der Treppe los: „Ich will zurück!“ Mr. Richard lächelte spöttisch nachsichtig und sagte dann leise aber eindringlich: „Du, eine Künstlerin, willst mit einem Portierskind mit Puppen spielen?“

Daisy wurde blutroth und sagte stumm ihrem Führer. Niemand sollte sie, die Ausrufung von Zorn, das heftige Wort wurde vernommen, die Angst, die Kleine konnte sich aufregen, konnte nicht wie sonst spielen, herrschte den Vater ihrer Erziehlerin. Willenlos ließ Daisy sich anführen, still und blaß fuhr sie mit ihren Begleitern zum Konzert; der Beifall, der sie empfing, entlockte ihr kein Lächeln und gleichgültig schweiften ihre Augen über all die fremden Menschen hin.

Sie setzte den Bogen an und begann zu spielen. Eine fast heilige Stille ringsum. Reine, klare Töne entlockte die Kleine der braunen Geige, aber Mr. Richard wurde unruhig, Daisy spielte nicht wie sonst, er sah sie war zerstreut, nervös; erregte, laut er an den Spitzigen seines blassen gefärbten Bärtchens, gerade hier in U. war die Kritik besonders gefährlich, hier pochte man auf den ererbten Ruf, die erste Musikstadt der Welt zu sein, und ein Mißfolg hier bedeutete ernststen Schaden.

Und Daisy spielte weiter und auf einmal war es ihr als hörte sie Trübels helle, jauchzende Stimme, sie sah Melanies rundes Puppengesicht vor sich und eine Sehnsucht nach beiden erfasste sie, nach dem Spiel in dem Geräuschen; ihr kleines Herz erschauerte in Weh und diese Sehnsucht, die verhaltenen Kinderthänen klangen wider in den Tönen der Geige. Sie weinte und sagte, und ergriffen, erschütterte lauschte das Publikum, die Herzen bebten mit, Thränen traten in die Augen, aber Niemand verstand das große, lassende Kinderleid.

Mr. Richard nickte zufrieden, sein Blick streifte das Gesicht eines besonders gefürchteten Kritikers und er lächelte: ein großer Erfolg. Immer und immer wieder mußte Daisy sich verneigen, man jubelte ihr zu, reichte ihr Blumen und ein weches, mildes Lächeln zitterte um den kleinen Mund; eine Ahnung dümmerte in ihr auf von dem tiefen Schmerz, den ihr einst die Erkenntniß bringen würde, daß man sie um das Kostlichste im Leben betrogen hatte, um das Paradies ihrer Kindheit, mit seiner thörichten Glückseligkeit.

Die Kleine seufzte, in ihrem Hüßchen zuckte es; wenn sie ganz heimlich nur wenige Minuten in den Garten lief? Schon fand sie an der Thür und lauschte. Draußen war alles still, entschlossen öffnete Daisy die Thür und huschte mit fühligen Schritten den Corridor entlang, die Treppe hinab. Unten begegnete ihr ein Kellner und sie erschreckt, doch rasch gewann sie die Sicherheit des verwöhnten Kindes wieder und sagte herrlich: „Ich will in den Garten!“ Bereitwillig wies ihr der Diener den Weg und wenige Minuten später stand Daisy, athemlos von der raschen Flucht, vor der kleinen

Puppenmama und sagte befehlend: „Ich will deine Puppe sehen!“ Der verwundert starrte Trudel, das Puppenmädchen, ob das wohl eine Prinzessin war? Zögernd, verlegen forschte sie: „Wer bist du denn?“ Daisy mußerte hochmüthig die Fraegerin, noch nie hatte sie jemand nach dem Namen gefragt, man kannte sie immer und kurz und abweisend sagte sie: „Ich bin Daisy, wie heißt du?“

tr, hier pochte man auf den ererbten Ruf, die erste Musikstadt der Welt zu sein, und ein Mißfolg hier bedeutete ernststen Schaden.

Und Daisy spielte weiter und auf einmal war es ihr als hörte sie Trübels helle, jauchzende Stimme, sie sah Melanies rundes Puppengesicht vor sich und eine Sehnsucht nach beiden erfasste sie, nach dem Spiel in dem Geräuschen; ihr kleines Herz erschauerte in Weh und diese Sehnsucht, die verhaltenen Kinderthänen klangen wider in den Tönen der Geige. Sie weinte und sagte, und ergriffen, erschütterte lauschte das Publikum, die Herzen bebten mit, Thränen traten in die Augen, aber Niemand verstand das große, lassende Kinderleid.

Mr. Richard nickte zufrieden, sein Blick streifte das Gesicht eines besonders gefürchteten Kritikers und er lächelte: ein großer Erfolg. Immer und immer wieder mußte Daisy sich verneigen, man jubelte ihr zu, reichte ihr Blumen und ein weches, mildes Lächeln zitterte um den kleinen Mund; eine Ahnung dümmerte in ihr auf von dem tiefen Schmerz, den ihr einst die Erkenntniß bringen würde, daß man sie um das Kostlichste im Leben betrogen hatte, um das Paradies ihrer Kindheit, mit seiner thörichten Glückseligkeit.

Ironie des Schicksals.

Erzählung von P. Eberhardt.

Alfred Hennings legte die Feder hin, rechte die Arme und seufzte erleichtert auf. Das Theaterstück, an welchem er ein ganzes Jahr geschrieben, war fertig.

Da klopfte es und auf sein „Herein“ trat ein schlanker, dunkler Herr von etwa dreißig Jahren ein — Eduard Pflüger, der bei derselben Wirthin wohnte und mit Hennings befreundet war.

„Sie sehen ja so vergnügt aus?“ begann Eduard. Hennings lachte. „Ich habe soeben mein Theaterstück beendet.“

„Und darüber freut Sie sich so? Ja, haben Sie denn einen Millionär im Hintergrunde, der die Sache protegiert?“

Alfred ignorigte den Spott in Pflügers Ton. „Das nicht, aber ich lerne vor einem Jahre Direktor Braune vom Victoria-Theater kennen; er ermuthigte mich, ein Lustspiel zu schreiben, und versprach mir, es zu lesen.“

„Auf das Versprechen eines Theater-Directors gebe ich keinen Pfifferling.“

„Aber mein Stück ist gut und ich bin überzeugt, er nimmt es. Es wird mir einen Namen machen — ein Vermögen einbringen — dann miethe ich mir eine Villa in einem Borort und heirathe meine Lissie.“

„Wen?“ unterbrach ihn Pflüger mit fast heiserer Stimme. „Ich meine Fräulein Nordau — ich habe mich verliebt. Sie versprechen mir doch, streng darüber zu schweigen, nicht wahr?“

Alfred ignorigte den Spott in Pflügers Ton. „Das nicht, aber ich lerne vor einem Jahre Direktor Braune vom Victoria-Theater kennen; er ermuthigte mich, ein Lustspiel zu schreiben, und versprach mir, es zu lesen.“

„Auf das Versprechen eines Theater-Directors gebe ich keinen Pfifferling.“

„Aber mein Stück ist gut und ich bin überzeugt, er nimmt es. Es wird mir einen Namen machen — ein Vermögen einbringen — dann miethe ich mir eine Villa in einem Borort und heirathe meine Lissie.“

„Wen?“ unterbrach ihn Pflüger mit fast heiserer Stimme. „Ich meine Fräulein Nordau — ich habe mich verliebt. Sie versprechen mir doch, streng darüber zu schweigen, nicht wahr?“

„Selbstverständlich!“ Pflügers Stimme klang wieder ruhiger. „Ich gratulire Ihnen.“

Eduards Blicke wandten sich dem Manuskript zu. „Das also ist der Talisman, der Glück und Ruhm bringen und zwei liebende Herzen vereinen soll. Darf ich lesen?“

„Bitte.“

Pflüger las. Tiefe Stille trat ein. Endlich legte Pflüger die Heften bei Seite und sagte:

„Ich hätte keine Ahnung, daß Sie so gut schreiben können.“

„Und Sie glauben, es wird Erfolg haben?“

„Ja — das heißt, wenn es ausgeführt wird.“

Pflüger ging. Sein Gutenachtgruß war kaum verständlich und Alfred blidete ihm betroffen nach. Er war heute so merkwürdig gewesen. Aber Hennings war zu müde, um lange darüber nachzudenken. Er löschte die Lampe aus und ging zu Bett. Das Manuskript blieb auf dem Schreibtisch liegen.

Mitten in der Nacht glaubte Alfred ein Geräusch aus dem anstößenden Wohnzimmer zu hören. Er horchte, aber alles blieb still. Beruhigt schlief er wieder ein.

Am nächsten Morgen beschloß er, das Manuskript persönlich zu Direktor Braune zu tragen und ihn an sein Versprechen zu erinnern. Nach dem Frühstück setzte er sich an den Schreibtisch, um die Heften einzupacken. Doch plötzlich erdachte er, daß die Blätter sehr zerfetzt ausfielen, auf einer Seite war sogar ein Tropfen von einem Stearinlicht.

„Merkwürdig,“ murmelte Alfred, „wie kommt dieser Tropfen auf das Papier? Ich habe doch kein Licht gebrannt, während ich schrieb? So kann ich die Arbeit nicht abliefern. Lieber lasse ich sie nochmal abschreiben.“

Der zweite Tag übergab er Direktor Braune das Manuskript.

Das Urtheil des Directors klang sehr günstig und er nahm das Stück an.

„Wann werden Sie es aufführen?“ fragte Alfred.

„Das konnte der Director noch nicht sagen.“

In glücklichster Stimmung ging Hennings nach Hause. Am Nachmittag besuchte er Nordaus. Frau Nordau war nicht zu Hause, er hatte also das Glück, eine halbe Stunde mit seiner geliebten Lissie allein zu sein. Er theilte ihr die erfreuliche Kunde mit und malte die Zukunft im rosigsten Lichte.

Lissie Nordau war in jeder Beziehung eine begehrenswürdige Parthe. Alfred war weder reich noch befähigt einen Titel — ein solcher Freier konnte der stolzen Frau Nordau für ihre Lissie keineswegs willkommen sein; darum hatten die Liebenden beschlossen, ihren Herzenswunsch geheim zu halten, bis Lissie, die jetzt zwanzig Jahre zählte, müßig sei.

Aber die Aussicht auf den großen Bühnenerfolg änderte die ganze Lage. Welcher Triumph für Alfred, wenn er vor Lissies Mutter als gefeierter Bühnendichter hintreten konnte!

Das war im Februar. Direktor Braune schloß sein Theater im Juni, Mitte October wurde es wieder eröffnet.

Alfred verlebte einen schrecklich langweiligen Sommer. Nordaus waren in der Schweiz, die meisten seiner Betannten verreis.

Eines Tages ging Hennings im Thiergarten spazieren, als er einen alten Bekannten traf. Hans Wachsmut erzählte ihm freudestrahelnd, er komme soeben vom Director Felsenburg, der ihn auf mehrere Jahre für sein Theater engagirt habe.

Uniere Spielzeit beginnt Anfang October mit einem famoseren modernen Lustspiel. Apropos, erzählen Sie mir nicht einmal, Director Braune habe ein Stück von Ihnen angenommen? Ich wundere mich, daß er die neue Spielzeit mit „Hamlet“ beginnt.

„Rein, er kommt mit meiner „Ironie des Schicksals“ heraus.“

„Das thut er nicht, lieber Freund. Ich weiß es bestimmt. Hat er sich zu einer Conventionalstrafe verpflichtet?“

„Das nicht!“

„Das thut mir leid um Ihre Willen“, meinte Wachsmut. „Sie sind der Erste, dem Braune eine bittere Enttäuschung bereitet.“

Diese Nachricht erwiebs sich leider als wahr. Braune wollte in diesem Halbjahr kein modernes Stück auführen. Er sagte dies Alfred und verabschiedete sich kurz von dem jungen Autor.

Tief verstimmt ging Hennings nach Hause. Er sah alle seine Hoffnungen jämmerlich Schiffbruch leiden.

Ungefähr eine Woche später traf er wieder mit Wachsmut zusammen, der zur Probe mußte und Hennings aufforderte, mitzukommen.

Da Alfred nichts vor hatte, begleitete er Wachsmut und nahm in seiner Loge Platz.

Die Probe begann. Alfred lautete gespannt. Aber die Schauspielerei hatten noch kein Duzend Worte gesprochen, als er stutzte und in eine unerschreibliche Aufregung gerieth. Die Worte, die dort gesprochen wurden, waren seine eigenen! Athemlos verfolgte er das Spiel.

Dieser Satz muß schneller gesprochen werden“, erlöste plötzlich aus dem Partel eine Stimme, die ihm bekannt vorkam.

Alfred beugte sich über die Brüstung der Loge, um den Sprecher zu sehen. Es war Eduard Pflüger! Wie ein Blitz kam die Erkenntniß der Wahrheit über ihn. Pflüger gab sich für den Autor des Stückes aus; er hatte das Manuscript in jener Nacht gestohlen, abtrogener und am Morgen auf den Schreibtisch zurückgelegt. Wie Schuppen fiel es Alfred von den Augen, als er sich des Lichtertropfens auf dem Papier entsann.

Tief in Gedanken versunken sah Alfred da. Als er sich endlich aufraffte, war die Bühne leer. Rasch ging er hinunter und verlangte den Director zu sprechen.

„Der Herr Director darf nicht gestört werden“, sagte einer der Angestellten. „Er hat eine Konferenz mit dem Autor des neuen Stückes.“

Ohne ein Wort zu erwidern, schritt Alfred aus des Directors Privatjimmer zu, klopfte an und trat rasch ein. Die dunklen Augen Eduards starrten den Eindringling an, er zeigte aber keine Spur von Verlegenheit.

„Herr Director, dieser Mann ist ein Dieb!“ begann Hennings ohne Umschweife. „Das Stück, das Sie auführen wollen, ist mein Werk! Er hat es mir gestohlen!“

„Ist das ein schlechter Scherz oder sind Sie verrückt, Herr?“

In kurzer Schilderung brachte Hennings seine Beschuldigung vor.

„Es ist ungläublich!“ entgegnete Pflüger, als Alfred schwieg. „Ich bin Verfasser zweier Schauspiele, die in der Provinz vielfach aufgeführt worden sind. Und Sie, Herr Hennings, wer kennt Sie als Bühnenschreiber?“

„Sie vergessen, daß Director Braune mein Stück gelesen hat — im Februar.“

„Wenn Director Braune eine Kopie des Stückes besitzt, so haben Sie sie mir geliehen! Sie können ebenso gut in mein Zimmer gelangen, wie ich in das Ihrige gelangt sein soll! Mein Wort ist so gut wie das Ihrige!“

„Und ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln.“ Herr Pflüger,“ fiel der Director ein. „Ich würde den „Sopht“ in vierzehn Tagen auf. Herr Hennings mag seine Ansprüche abwarten, gelassen machen, vorläufig habe ich ihn für einen Betrüger.“

„Ich werde meine Worte schon beweisen.“ sagte Alfred ruhig und ging nach Hause.

Unglücklich wie sie hatte Alfred seinem Menschen erzählt, daß er ein Stück für die Bühne schrieb. Pflüger war der Erste, der an jenem Abend davon erfuhr. Die Handschrift von seiner Hand lag in seinem Schreibtisch, aber das vielfach verbesserte Manuscript hatte er vernichtet. Er hatte also nicht den geringsten Beweis für seine Behauptung.

Eine Erklärung jesselte ihn einige Tage an sein Bett und dann vergingen noch weitere drei Tage, während welcher er das Zimmer hüten mußte. Pflügers Diebstahl war der einzige Gedanke, der ihn beherrschte, aber wie er auch sann und grubelte, er sah keinen Weg, sein Recht zu erlangen.

Einige Tage später erhielt Alfred den Besuch des Directors Felsenburg. „Herr Hennings,“ begann dieser, „ich komme, um Sie um Verzeihung zu bitten, daß ich Sie neulich einen Betrüger nannte. Ich befand mich im Unrecht.“

Alfred ergriff mechanisch die ihm dargebotene Hand.

„Erkennen Sie mich jetzt als Autor des Stückes an?“

„Ja.“

„So hat Herr Pflüger gestanden?“

„Ja.“

„Merkwürdig!“ erwiderte Alfred bitter. „Warum gestand er?“

„Um Frieden mit Gott und der Welt zu machen, ehe er starb,“ antwortete der Director feierlich. „Er wurde heute Vormittag von einem Automobil überfahren und in's Krankenhaus geschafft. Der Arzt erklärte seinen Zustand für hoffnungslos. Als Pflüger das Bewußtsein zurückerlangte, ließ er mich rufen.“

„Aber warum hat er mich betrogen?“

„Sie erzählten ihm, Sie seien heimlich mit einer jungen Dame verlobt. Und er selber liebte diese junge Dame mit glühender Leidenschaft — ohne Gegenliebe. Er wollte Ihnen Schwierigkeiten in den Weg legen, damit Sie nicht zum Ziele Ihrer Herzenswünsche kämen. Darum stahl er das Manuscript.“

Drei Tage später fand die erste Aufführung des Stückes statt und wurde mit stürmischem Beifall aufgenommen. Hennings war mit einem Schlag eine Berühmtheit geworden. Frau Nordau hieß ihn von Herzen als Schwiegerohn willkommen und Alfred hat dem Todten sein Unrecht von Herzen vergeben.

„Gut motivirt.“

Student: „Nicht wahr, Onkelchen, in Deinem Testament setzt Du mir was aus?“

Onkel: (bestimmt): „Rein!“

Student: „Und warum nicht?“

Onkel: „Weil ich an Dir so viel auszusagen habe!“

Genau.

Richter: „Haben Sie dem Kläger die Uhrfrage zurückgegeben?“

Angeklagter: „Die nicht, aber eine andere.“

Realitäts.

Arzt: „Unleugbar bringen wir Aetate viel Licht in die Welt.“

Bekannter: „Gewiß, sie lichten die Menschheit.“

Berechtigend bemerkt.

Junger Ghemann (Handwerker, die hineinreichende Bereitwilligkeit seiner Frau gewährend, zu ihr): „Anquise, Du thust ja, als ob Du auf Alford reben müßtest!“

Gemüthlich.

Stromer (zum Gendarm, der ihn arretirt hat und ihm eben Handschellen anlegen will): „Möchten S' mich net vorher noch schnupfen lassen? Wiffen S', wenn ich mal g'spesselt bin, geht's nimmer recht.“

Arcis Jagd.

Sonntagsjäger (zu einem ihm begangenen Jungen): „Sag mal, Junge, hast nichts zum Schießen gefressen?“

Junge (flüsternd): „Ja, bleib'n S' nur stehn — sagt wird g'let' der Lehrer da über 's Bergal' rauf lennma.“

Formid.

Professor (seinen Abiturienten eine Abschiedsrede haltend): „Sie treten jetzt hinaus in's akademische Leben; einen Rath will ich Ihnen mitgeben: hüthen Sie sich vor allen Saufgelagen! Vier macht dumm. Denken Sie an mich!“

Focile und Froa.

Frau (zu ihrem Manne): „Sieh nur, Edgar, diese herrliche Winterlandschaft um uns her!“

Man: „Ja, ja; aber laß uns e kiffchen schneller gehen, damit wir nach Hause kommen, ich habe ganz tolle Beine getroffen.“

Gemüthlich.

A. (einen Bekannten auf der Straße treffend): „Wohin des Weges, Herr Schulze?“

B.: „Will die Feuerwehr rufen, bei mir brennt es.“

A.: „Und da gehen Sie so gemächlich?“

B.: „Bin ja versichert!“

Im Gerichtssaal.

Richter: „Sie haben also dem Zeugen mit einem Beiseidel ein Loch in den Kopf geschlagen. Haben Sie auch eine Ahnung, was für eine Strafe daraus resultirt?“

Angeklagter: „Das kann doch so schlimm nicht sein, das Geidel ist ja gar nicht entzwei gegangen.“

Seine Bestimmung.

Freund: „Was, trifft man Dich endlich wieder mal allein! Habe Dich seit Deiner Verheirathung nie anders als an Arme Deiner Frau gesehen.“

Gatte: „Aber ich begreife nicht, wie Du Dich darüber so wundern kannst; bin ja eben durch meine Verheirathung Stütze der Hausfrau geworden.“

Der klassische Fros.

Vater: „Aber Fritz, Du hast jetzt schon acht Glasse getrunken und ich erst drei Schnitte. Bedenke doch, daß Du nicht mehr in München bist und das Trinken von Glansen bei uns auffällt. Hast Du denn so großen Durst?“

Fritz: „Das weniger, aber hierin zeigt sich gerade meine klassische Bildung; denn schon der unsterbliche Schiller hat gesagt: „Zimmer strebe zum Glansen!““

Vorstadia.

Hausfrau: „Sie können sich ein Mittagessen verbuchen, wenn Sie mir zehn Haufen Holz da klein machen.“

Beitler: „Hm... was haben Sie denn gefoch?“

Familia.

Richter (zu einem jugendlichen Angeklagten): „Hast Du noch Eltern, Junge?“

Angeklagter: „Nu, natürlich; die müßten Sie doch auch tennen!“